

Tschechien nach der zweiten Wende

Am 1. Mai 2004 sind zehn neue Länder der Europäischen Union beigetreten – Beitritt klingt, jedenfalls in tschechischen Ohren, besser als Osterweiterung. Die Tschechen wollten nicht einfach die EU über sich ergehen lassen, sondern selber die dafür wichtigen Schritte setzen. Ist doch an diesem Tag, ohne Aufruhr und fast unbeachtet, ein großer Traum vieler Generationen dieses Landes in Erfüllung gegangen. Er betrifft allerdings weniger den EU-Beitritt als vielmehr die Loslösung von der Donaumonarchie und die Gründung eines unabhängigen tschechischen Staates.

Der historische Hintergrund

Dieser Traum reifte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, radikalisierte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts und erreichte seinen Höhepunkt in den Kriegsjahren 1914 bis 1918. Wie alles in der alten Monarchie mit ihrem König und Kaiser von Gottes Gnaden hatte auch der tschechische Traum viel (zu viel) mit Religion zu tun. Historisch gesehen war Böhmen im 19. Jahrhundert ein frisch rekatholisiertes Land. Die katholischen Habsburger haben im reformatorisch gestimmten Böhmen nach dem Dreißigjährigen Krieg das Prinzip „cuius regio, eius religio“ zur Geltung gebracht, und 200 Jahre später schien das Land zum Katholizismus zurückgekehrt zu sein. Im gleichen Moment begannen aber die Tschechen, sich in der Monarchie unwohl zu fühlen und bei der Suche nach einer geeigneten Stütze für ihre Sehnsucht nach Autonomie griffen sie auf die scheinbar längst überwundene, vorhabsburgische tschechische Reformation zurück. So wurde dem Slogan „Los von Wien!“ ein zweiter „Los von Rom!“ hinzugefügt. In der doppelten historischen Instrumentalisierung des Glaubens, und nicht erst in den kommunistischen Jahren, ist die Wurzel der atemberaubenden Entchristlichung Tschechiens zu suchen.

Ein an die enge Verbindung von Thron und Altar gewohnter Katholizismus ist im religiös gesehen eisigen Wind der tschechoslowakischen Ersten Republik (1918–1938) praktisch zusammengebrochen. Auf der untersten Ebene des Kirchenlebens, unter den Priestern und Laien, war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts ein starker Wille zu notwendigen Reformen dieser Allianz und zur Besserung der Verhältnisse innerhalb der Kirche selber zu spüren. Er rief die „Jednota katolíckého duchovenstva“ (Vereinigung der Katholischen Geistlichkeit) ins Leben, die nach der Gründung der Republik immer aktiver wurde. Es ist aufschlußreich, ihre program-

matischen Forderungen zu lesen, die in Form eines Memorandums am 10. April 1919 von Prag nach Rom gesandt wurden. Der Verfasser, Matěj Pavlík, künftiger Bischof der neuen Tschechischen Orthodoxen Kirche, veröffentlichte das Memorandum in der Zeitschrift der Jednota unter dem Titel „Was wir wollen“. Die Forderungen lauteten im einzelnen:

Einführung der Muttersprache in die Liturgie; Patriarchat für die tschechische Kirche und mehr Autonomie auf der Lokalebene; Religionsfreiheit im Land (d.h. auch für die nichtkatholischen Christen); Abschaffung des Pflichtzölibats; größere Rechte für die Laien nach dem Vorbild der Urkirche; Förderung des religiösen und ethischen Lebens durch das staatliche Schulwesen; bessere Erziehung der Seminariisten; Reform des Stundengebets; Minderung der Eigentumskontraste in der Kirche, besonders im Hinblick auf die Orden; Errichtung der Mutterhäuser von Orden im Inland statt im Ausland.

Schon am 11. Juli 1919 kam, wie erwartet, eine schroff abweisende Antwort aus Rom, am 16. Dezember 1920 wurde die Vereinigung durch Papst Benedikt XV. verboten und folglich aufgelöst. Fast zwei Millionen Gläubige und über 300 Priester verließen in den nächsten zehn Jahren die katholische Kirche, viele traten in die 1920 gegründete Tschechoslowakische Kirche (Československá církev) ein. Zehn Jahre später hatte sie fast 800000 Mitglieder.

Die große deutschsprachige Minderheit war von diesen Gärungsprozessen nicht direkt betroffen. Sie bedauerte den Zerfall der Monarchie, durch welchen sie ihren Vorrang im Land verloren hatte, und blieb auch zum überwiegenden Teil katholisch. Was in den 30er Jahren folgte, ist bekannt. Bemerkenswert war das Schweigen der katholischen Hierarchie des Landes. Dieses Schweigen hielt auch während der Nazi-Zeit und nach dem Krieg an, als die Kommunisten ihren Putsch (1948) vorbereiteten und durchführten. Erst als die Bischöfe selbst unter Hausarrest standen, rafften sie sich 1949 zu einem Wort an die Gläubigen auf; zu diesem Zeitpunkt aber war es schon zu spät. Die Machthaber in Prag saßen bereits fest im Sattel und konnten die Veröffentlichung des Bischofswortes verhindern, so daß nur wenige Kenntnis von dem Text erhielten. Erst Ende der 80er Jahre meldete sie die katholische Kirche in der Person des Prager Erzbischofs Kardinal František Tomášek zu Wort mit dem berühmten Satz aus seiner Predigt im Veitsdom kurz vor der Wende: „In dieser schweren Stunde steht die Kirche an der Seite der Nation“ – und nicht an der Seite der Macht.

17. November 1989 – die erste Wende

Die Wende traf die Kirchen, vor allem die katholische, in einer besseren Position an, als sie sie je im Lauf der letzten 150 Jahre erlebt hatten: Sie gehörten zu den Siegern der Stunde und weckten überall Sympathien. Dann aber setzten die All-

tagssorgen ein, vor allem in den Verhandlungen mit der Regierung um die Rückgabe der von den Kommunisten konfiszierten Kirchengüter. „Ihr wollt wieder Geld und Macht“, bekamen nun die Katholiken von allen Seiten zu hören. Für die Dissidenten kam dieses Thema überraschend. Während der Zeit der kommunistischen Unterdrückung galt ihre Sorge dem unmittelbaren Überleben und der Zukunft der Kirche nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft. Die Frage der Kirchengüter spielte dabei allenfalls am Rand eine Rolle. Die Hauptsorge galt der neu zu organisierenden Beziehung zwischen Kirche und Staat. Das Gewicht der materiellen Fragen nach 1989 überraschte viele Christen, vor allem auch die Dissidenten. Als dann 1999 eine Zählung der Kirchenbesucher durchgeführt wurde, kam die erste kalte Dusche: Nur 4,2 Prozent der Gesamtbevölkerung des Landes nahm sonntags an katholischen Gottesdiensten teil; die entsprechende Zahl für alle übrigen christlichen Konfessionen zusammen war noch kleiner.

Im Jahr 2004 wurde eine neue Zählung durchgeführt; die absoluten Zahlen waren für die Katholiken in der Zwischenzeit von 414 539 auf 405 426 gesunken. Der Ruf der katholischen Kirche in Tschechien wird nicht besser. Die Analysen entdecken einen Zustand, der mit einem von Viren befallenen Computer verglichen werden kann. Immer wieder zeigen sich auf unerwartete Weise und an verschiedenen Stellen des Kirchensystems Handlungs- und Denkweisen, die man für überwunden gehalten hat. Dazu einige wichtige Fakten.

Der gesamte katholische Klerus, von einigen unbedeutenden Ausnahmen abgesehen, stammte zur Zeit der Wende aus der einzigen, von den Kommunisten in Leitmeritz 1949 errichteten und streng kontrollierten Ausbildungsanstalt. Die jüngsten Priester, die noch vor der Errichtung dieses Seminars ihre durch den Krieg unterbrochene Ausbildung abschließen konnten, mußten 1920 geboren sein, waren also 1990 praktisch alle über 70 Jahre alt. Seit 1949 mußten alle künftigen Priester ihre Ausbildung in der staatlichen Anstalt in Leitmeritz absolvieren. Die Bischöfe hatten zwar zunächst aus dem Gefängnis heraus vor diesem Weg gewarnt, sahen aber schließlich selbst keine andere Möglichkeit mehr, als das Seminar zu akzeptieren. Bald wurde dann auch noch ein „Numerus clausus“ eingeführt, und die politischen Behörden prüften die Kandidaten nach genauen Kriterien, um schließlich 20 ausgesuchte Studenten pro Jahr zum Studium zuzulassen. Ausländische Literatur war dort verboten, die Bischöfe hatten keinen ungehinderten Zugang zum Seminar und keinen freien Kontakt mit „ihren“ Seminaristen. Mit einem auf diese Weise vorbereiteten Klerus mußten dann die nötigen Reformen in den 90er Jahren in Angriff genommen werden.

Die Orden versuchten, in der Illegalität zu überleben. 40 Jahre lang gab es aber im ganzen Land kein einziges normal funktionierendes Ordenshaus oder Kloster mit der Erlaubnis, Novizen aufzunehmen. Die Kontinuität wurde unterbrochen; dies stellt immer noch ein Problem für alle Orden dar.

Der damals aus nur vier Bischöfen bestehende *Episkopat* konnte mit durchschnittlich sehr jungen Männern zwar rasch ergänzt werden. Niemand konnte ihnen allerdings dabei auch noch das beibringen, was normalerweise einen gut vorbereiteten Kandidaten für dieses Amt ausmacht. Auch sie waren nur durch Leitmeritz gegangen.

Die Dissidenten, vor allem jene der letzten Jahre vor der Wende, schätzten die Kirche in erster Linie als Stützpunkt für ihre eigenen Bemühungen um mehr Freiheit. Sie arbeiteten mit den wenigen christlichen Dissidenten der ersten Stunde im Kampf gegen den gemeinsamen Feind zusammen. Manche wurden dabei Christen und sogar Priester oder auch Ordensleute. Erst nach der Wende begegneten sie auch den kirchlichen Institutionen und wurden in das klar abgegrenzte, ordentliche Kirchenleben involviert, das ihnen oft völlig fremd war. Die Überraschung war groß, beiderseits.

Politisch gesehen bedeutete die Wende für Tschechien das Ende von fast hundertjährigen Wirren. Die Zukunft schien programmiert zu sein, es ging jetzt um die „Rückkehr nach Europa“. Der Kreis war geschlossen, die Länder der Wenzelskrone standen wieder an der Schwelle eines größeren Ganzen, nämlich der EU. Manche Katholiken sahen darin eine Bestätigung des Widerwillens ihrer Väter gegen den Ausstieg aus der Monarchie. Sie übersahen dabei, daß die Beweggründe der damaligen Ablehnung kaum tragfähiger waren, als jene der Befreier der Nation aus der habsburgischen Unterjochung. Sie hatten den Aufbruch in die Moderne verpaßt und wollten weiterhin austrokatholisch bleiben.

Ein deutliches, bis heute fortwirkendes Beispiel liefert die aus dem alten System stammende Einrichtung der Staatsgehälter, die allen tschechischen Klerikern ausbezahlt werden. Diese Regelung wurde nicht einmal von den Kommunisten in Frage gestellt. Vielen behagt das sehr, trotz der schrecklichen Erfahrung des kommunistischen Mißbrauchs dieser Einrichtung, die die Priester in Staatsfunktionäre verwandelte. Manche Priester – und nicht nur sie – möchten sie beibehalten, aus Angst vor den vorauszusehenden materiellen Sorgen. „Wovon sollen wir leben?“, fragen sie, wenn man dieses Problem anspricht. Die austrokatholische Tradition hat hier ein zähes Leben, zäher als in Österreich selbst.

1. Mai 2004 – die zweite Wende

Die Tschechen sind es gewohnt, in größeren, übernationalen Staatsgebilden zu leben. Die Katholiken haben auch zum letzten von ihnen, der Monarchie, trotz aller Schwierigkeiten, gehalten – was auch immer ihre Motive dabei gewesen sein mögen. Den 17. November 1989 haben sie mit Begeisterung als Befreiung begrüßt. In vielen Publikationen konnte man damals eine Zeichnung sehen, welche die kleine Tschechoslowakei von einer hohen Mauer umgeben zeigte. Aus ihrer Mitte ragte

über diese Wand eine Leiter hinaus und ein kleiner Mann kletterte auf ihr nach oben. „Zurück nach Europa!“ stand darunter.

Die Katholiken waren wie ein Mann bereit, sofort auf dieser Leiter hochzuklettern. 14 Jahre später, als die Tschechen zum ersten Mal an Europawahlen teilnehmen durften, brauchte niemand eine Mauer zu überklettern; es genügte, einfach „ja“ zu sagen. Viele Katholiken haben aber diesmal offensichtlich mit ihrer Zustimmung gezögert. Sie hatten inzwischen begriffen, daß die EU kein Österreich-Ungarn ist. Der westliche Katholizismus, zu dem sie jetzt langsam normale Beziehungen aufbauen können, kommt vielen von ihnen häufig fremd und unbequem vor. Sie fragen: Bedeutet der Beitritt in die EU für uns überhaupt ein Zurück nach Europa? Österreich-Ungarn war schließlich nicht die Welt der Westeuropäer und der USA. Die Tschechen müssen entdecken, daß viele ihrer Reflexe eben dieser heute praktisch verschwundenen Welt entstammen. Westeuropa hat sich seit dem Beginn der Moderne in eine andere Richtung entwickelt.

Ziemlich klar zeichnet sich das am kühlen Verhältnis der tschechischen Katholiken zum Zweiten Vatikanum ab. Sie konnten weder an seiner Vorbereitung, noch an seinem Verlauf, noch an seiner Umsetzung ins Leben der Kirche teilnehmen. Das gegenseitige Verständnis zwischen den beiden Teilen Europas wird dadurch langfristig erschwert. Die offizielle Übersetzung der Konzilsdokumente ins Tschechische kam erst 1995 heraus und blieb bloßes Papier. Konnte es anders kommen, nachdem der starke tschechische Reformflügel in den 20er Jahren nach der Auflösung der Jednota die katholische Kirche verlassen hatte? Sie muß jetzt erst richtig Atem holen und Kräfte sammeln, um aus dem heutigen Stillstand herauszufinden.

Leider hat bisher auch die seit mehreren Jahren vorbereitete Regionalsynode, deren erste Sitzung im Juli 2003 abgehalten wurde, keine sichtbaren Spuren hinterlassen. Die tschechischen „Ostler“ stehen dem Anderssein des Westens mit dem gleichen Gefühl gegenüber, mit welchem die EU-„Westler“ die ungeahnt bunte Verschiedenheit der Mentalitäten der Völker des ehemaligen Ostblocks entdecken. Unter der glatten Oberfläche pulsiert trotzdem das Leben, oft überraschend in seiner Stärke und Form.

Zum Teil wurzelt dieses Leben in der Erfahrung der totalitären Überwachung des Kirchenlebens aus der Zeit vor der Wende. Hierzu gehören Gruppen, welche unter dem offiziellen Druck um so fester zusammengehalten haben und auch heute noch in einer ähnlichen Weise weiterleben. Auch wenn sie sich zu einer der bekannten Bewegungen bekennen, durch die sie sich einst inspirieren ließen, bleiben sie ziemlich unabhängig und wirken auf ihre eigene Weise. Zu den wichtigsten gehören hier die Fokolare; aus dieser Bewegung kommen auch einige Bischöfe.

Die sogenannte „Fliegende Universität“, der Katechismusunterricht und verschiedene Kurse, die vor der Wende strikt ins private Leben abgedrängt waren, fanden zum großen Teil ihren Ort in der Tschechischen Christlichen Akademie ČKA-Česká Křesťanská Akademie. Sie wird heute von Tomáš Halík geleitet, der Anfang

der 90er Jahre aus dem Professorenkollegium der Theologischen Fakultät der Karlsuniversität ausgebootet worden war. Diese Fakultät wurde unmittelbar nach der Wende zur Hochburg der katholischen Traditionalisten; einige ihrer Leitungskräfte hatten in der Vergangenheit mit der Geheimpolizei zusammengearbeitet.

Es ist bekannt, daß kirchliche Kollaborateure diktatorischer und totalitärer Regime in der Regel religiös konservativ sind; das Kollegium der Leitmeritzer Priesterausbildungsstätte an der Schwelle zur Freiheit im Jahr 1990 war tatsächlich stockkonservativ, fast fundamentalistisch. Es war logisch, daß dieses Personal nach der Wende ohne langes Zögern nach Prag, ins alte Priesterseminar, überführt wurde und hier mitsamt seiner Leitung auch das erste Professorenkollegium der erneuerten Theologischen Fakultät der ehrwürdigen Karlsuniversität bildete. Ein bißchen frischer Wind kam durch einige ehemalige Untergrundtheologen, die man nicht völlig außer acht lassen konnte. Allen Lehrkräften wurden zunächst nur zeitlich befristete Arbeitsverträge angeboten. Als dann die Zeit der Verlängerung dieser Verträge kam, wurden fast nur jene der alten Garde aus Leitmeritz erneuert; die anderen, vor allem alle ehemaligen Dissidenten, wurden auf diese Art ausgebootet.

Jetzt erst erwachte das Rektorat der Universität, und der Kanzler der Theologischen Fakultät, der Prager Erzbischof Kardinal Miloslav Vlk, selbst ein ehemaliger Dissident, erhob Protest. Die Leitung der Fakultät verschanzte sich hinter ihren akademischen Freiheiten und ein langer Positionskrieg nahm seinen Anfang. So hatten während vieler Jahre die Seminaristen wie in einem Glashaus eine Ausbildung am Ende des 20. Jahrhunderts für das 19. Jahrhundert erhalten, wie damals der von der Fakultät verbannte Tomáš Halík zutreffend kommentierte. Die Priesteramtskandidaten waren die einzigen Studenten dieser Fakultät. Frauen bekamen überhaupt keinen Zutritt zum Grundkurs, der durch das Schrumpfen der Zahl von Priesteramtskandidaten nicht einmal 100 Studenten vorweisen konnte. Das Studienjahr 2003/04 wurde mit insgesamt nur 42 Priesterkandidaten (für die fünf böhmischen Diözesen) begonnen.

Es bedurfte einer Intervention der zuständigen römischen Kongregation, um den Erzkonservatismus der Fakultät etwas zu mildern. Nach mühseligen Verhandlungen konnten die Weichen am Beginn des dritten Jahrtausends anders gestellt werden. Viele neue Lehrkräfte konnten allerdings nicht einsteigen; die Fakultät hat in dieser Hinsicht die notwendige Vorarbeit nicht geleistet. Die Hilfe kam aus dem Ausland, vor allem aus Polen. Die Fakultät erholt sich langsam und mühsam von diesem Trauma, kann aber bis jetzt ihre Rolle im Leben der Kirche und der tschechischen Gesellschaft nicht spielen. Sie ist vor allem die Institution, wo man die Reibungen zwischen dem ehemaligen offiziellen und inoffiziellen Klerus zu spüren bekommt.

Bleibende Spannungen

Der Anfang dieser Spannungen reicht bis in die 50er Jahre mit dem beginnenden brutalen Druck der kommunistischen Behörden auf die katholische Kirche zurück. Kurz vor der geplanten Verhaftung der tschechischen Bischöfe (in der Slowakei verlief der Kampf etwas anders) wurden mit Zustimmung des Vatikans neue Bischöfe ernannt und ohne die übliche Verständigung der tschechoslowakischen Regierung geweiht. Kirchlicherseits war man der Meinung, es werde sowieso eines Tages zu neuen Verhandlungen kommen und die jetzt geweihten Bischöfe würden dann das neue Angebot der Kirche darstellen. Stattdessen wurden sie bald entdeckt und, wie ihre Vorgänger, verhaftet. Wie für diesen Fall vorgesehen, haben sie eine zweite Gruppe ihrer Nachfolger bestimmt und geweiht, diesmal allerdings ohne Kontakt mit Rom. In Prag gab es keinen Nuntius mehr, das Land war bereits von der westlichen Außenwelt abgeriegelt. Diese Situation war, besonders nach der Haftentlassung der nicht anerkannten Bischöfe, der Keim eines inoffiziellen Episkopats.

Außerdem konnte ein in Rom unter bis heute nicht ganz geklärten Umständen geweihter Bischof dazustoßen. Das war der Anfang der sogenannten Untergrundkirche – genauer sollte man eher von inoffizieller Kirche sprechen. Sie wuchs unaufhaltsam, in den Krisenjahren 1968/69 (Prager Frühling und seine Folgen) sogar sprunghaft. Genaue Zahlen wurden nie veröffentlicht und sind wahrscheinlich auch gar nicht bekannt. Es dürfte sich zwischen den Anfängen in den 50er Jahren und dem Jahr 1989 um etwa 300 bis 500 Priester und mehr als 20 Bischöfe handeln, die unter recht verschiedenen Umständen inoffiziell die Priester- oder Bischofsweihe erhielten. Ein bedeutender Teil von ihnen war im Augenblick der Weihe bereits verheiratet; außerdem gab es auch verheiratete Bischöfe und mindestens eine Frau, die die Priesterweihe empfangen hat. Der letztgenannte Schritt hat die wichtigste Gruppe um Bischof Felix Maria Davídek im Jahr 1970, nach einer geheim abgehaltenen Synode, endgültig gespalten.

Im großen und ganzen hatten diese Männer (bzw. Frauen) eine bessere Ausbildung bekommen als die Seminaristen im streng überwachten Leitmeritz. Darüber hinaus hatten sie ihre Haut zu Markt getragen – im Unterschied zur Mehrheit der Offiziellen. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen gegenseitigen Gefühlen sich diese zwei Gruppierungen der tschechischen Kirche nach der Wende gegenüberstanden. Viele Schlüsselpositionen, verbunden mit dem Recht und der Pflicht, über die künftigen Möglichkeiten der Inoffiziellen innerhalb der kirchlichen Strukturen zu entscheiden, blieben natürlich in den Händen der Offiziellen. Manche von ihnen – zum Beispiel in der Leitung der Theologischen Fakultät, aber auch in den großen Pfarreien – waren für ihre Nachgiebigkeit gegenüber der kommunistischen Macht bekannt; trotzdem hatten sie jetzt den Wind wieder in ihren Segeln. Die einstigen Kämpfer fühlten sich in keiner Weise anerkannt und erst jetzt wirklich tief verletzt. Einige fanden, dank des Prager Erzbischofs Miloslav Vlk, ihren

Platz in der Seelsorge. Manche von den Verheirateten konnten in die griechisch-katholische Eparchie in Prag eingegliedert werden. Für andere wurde aber keine annehmbare Lösung gefunden. Im Gespräch mit ihnen ist häufig ein bitterer Nachgeschmack zu spüren, sobald man die Unterschiede in der Beurteilung der Tätigkeit der einen und der anderen in den schwierigen Zeiten der Unterdrückung erwähnt. In letzter Zeit hört man sie weniger; sie halten sich zurück, denken aber um so mehr nach.

Reif für Reformen

Auch das Kirchenvolk ist einigen Spannungen ausgesetzt. Sein jüngerer Teil, vor allem in den Städten, lebt heute aufgeschlossen, schöpft seine Inspiration ohne Zögern aus dem Leben der Weltkirche und nutzt so die Möglichkeiten der Zeit nach der Wende. Diese Menschen stehen dem westlichen Katholizismus am nächsten, leben allerdings oft in gespanntem Verhältnis zur mehrheitlichen Strömung ihrer eigenen Kirche, besonders wenn sie beispielsweise als Studenten vom Land in die Stadt und nachher wieder zurück ziehen. In vielen Städten, auch den kleinen, existieren Zweigstellen der ČKA, die für solche Menschen eine wichtige Stütze darstellen. Sie werden auch von durchschnittlich sehr jungen Leuten geschätzt und getragen. Diese Männer und Frauen wenden sich für den „Sakramentenservice“ an ihren Pfarrer; ansonsten kann sich aber ihre Beziehung zur Pfarrei ähnlich wie bei den Bewegungen entwickeln. Vieles hängt natürlich auch von der Persönlichkeit des Orts Pfarrers ab, wirkliche Zusammenarbeit ist allerdings eher selten.

Die klassischen Orden und Kongregationen, vielleicht mit Ausnahme der Salesianer, finden nur sehr mühsam zu ihrem Charisma zurück – kein Wunder nach der langjährigen Unterbrechung ihrer gelebten Tradition. Wie auch anderswo in Europa haben vor allem die tätigen Orden Probleme mit dem Nachwuchs, während die kontemplativen Orden weniger Sorgen haben.

Im großen und ganzen scheint die Situation für eine tiefgreifende innerkirchliche Reform reif zu sein: Vieles vom Alten, was anderswo oft nur noch als routinemäßige Gewohnheit weiterläuft, ist hier unter dem Außendruck abgestorben und kann durch Neues ersetzt werden; manches erscheint in ganz neuem Licht durch den Abstand, den wir aufgrund der gewaltsamen Unterdrückung gewonnen haben. Unsere Schwesterkirchen haben inzwischen viele Erfahrungen gemacht, die für uns nützlich sein können. Unsere heutige Armut ist von der Art, die als günstige Ausgangsposition aufgefaßt und genutzt werden kann. Es braucht allerdings noch viel Mut und Zielstrebigkeit, um furchtlos ins Neuland aufzubrechen. Das ist die Herausforderung, vor die wir uns gestellt sehen.